

Aus:

KAREN WAGELS

Geschlecht als Artefakt

Regulierungsweisen in Erwerbsarbeitskontexten

Januar 2013, 276 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN 978-3-8376-2226-3

Erwerbsarbeit und ein Feld multipler Körper – Karen Wagens konzeptualisiert Geschlecht aus einer subjekttheoretischen Perspektive und nimmt dabei Prozesse der Verkörperung in ihrer Dynamik und grundlegenden Relationalität in den Blick. Ausgehend von Interviews mit Menschen, die aus unterschiedlichen sexuell-geschlechtlichen Selbstpositionierungen ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen in Erwerbsarbeitskontexten beschreiben, macht die empirische Studie heteronormative Strukturen in ihren machtvoll produktiven Anteilen wie auch in ihrer Veränderbarkeit sichtbar. Zugleich wird ein fundiertes Verständnis sexuell-geschlechtlicher Subjektivierungsweisen in und durch Erwerbsarbeit ermöglicht.

Karen Wagens (Dr. phil.) hat an der Philipps-Universität Marburg promoviert. Sie forscht an der Universität Kassel zu einem diskurstheoretischen Zugang zu Gesundheit, Normalität und Geschlecht.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts2226/ts2226.php

Inhalt

Dank | 7

KONZEPTUELLE AUSGANGSPUNKTE

Geschlecht in Arbeit | 11

Der Fall Riviere | 13

Analytische Dimensionen | 17

Erwerbsarbeit, Geschlechterdifferenz und Heteronormativität | 17

Gleichheitstabu, imaginäre Zeichen und Körper | 19

sex/gender at work:

Vereindeutigungen und ihr notwendiges Scheitern | 22

Körper in der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung | 24

Das politische Terrain | 27

Geschlecht als Konstruktion | 30

doing gender... | 30

...doing body? | 32

Geschlecht denken | 34

Geschlecht als Artefakt | 37

sex/gender... | 37

...und Sexualität | 39

Geschlecht de/realisieren | 41

(widerständige) Körperpraxen in Arbeit | 44

Der eigene Blick | 47

Grounded Theory | 48

Datenerzeugung | 52

Theoretisches Sampling | 55

Expert_innen-Interviews | 57

Rekursive Datenanalyse | 58

Wissensgenerierung | 61

TRANSFORMATIVES WISSEN

Selbstpositionierungen im geschlechtlichen Raum | 67

- „Ihr gebt mir keinen Raum,
also nehm’ ich diese Nische für mich ein.“ | 69
 - Entwicklung und Suche | 70
 - Imagearbeit und Leistung | 82
 - „...diese Nische...“ | 93
- „Der hatte ’ne Position, und ich hatte keine.“ | 96
 - Erweiterung in das Männliche | 97
 - Wahrnehmung und Behandlung | 111
 - „...’ne Position...“ | 124
- „...lebendiges Beispiel für den Toleranzfaktor des Hauses“ | 126
 - Juristische Vollfrau | 127
 - Vernünftige Selbstbeschränkung | 146
 - „...lebendiges Beispiel...“ | 152
- „...konform sozusagen sich zeigend verhalten musste,
glaubte sie...“ | 155
 - Bewusste Entscheidung | 156
 - Fremdkörper | 169
 - „...sich zeigend verhalten...“ | 184
- „Wie viel Weiblichkeit gesteh’ ich mir selbst zu?“ | 187
 - Blick von außen | 188
 - Erotische Macht | 210
 - „...Weiblichkeit...“ | 225

Kristallisationspunkte | 229

- Sichtbarkeit – Zugehörigkeit – Verletzbarkeit | 233
- Relationalität – Differenz – Aufwand | 240
- Arbeit an den Grenzen | 244

Geschlecht als Artefakt | 249

Literatur | 255

Geschlecht in Arbeit

Im Lebens- und Arbeitsalltag ist eine Differenzierung nach Geschlecht selbstverständliche und in der Regel unhinterfragte Praxis. Darin wird auf einen Körper rekurriert, der als naturgegeben und in diesem Sinne als ebenso statisch wie erkennbar gedacht ist. Mit dieser Vorstellung einer vorausgesetzten Naturhaftigkeit re/produziert sich das heteronormative Konzept von zwei Geschlechtern, die sich in ihrem Ausdruck gegenseitig ausschließen und wechselseitig aufeinander beziehen (sollen) (vgl. insbesondere Butler 1991). Wie aber sieht es mit der empirischen Faktizität einer klaren zweigeschlechtlichen Ordnung aus? Und lassen sich Prozesse nachzeichnen, in denen die körperliche Konstituierung von Geschlechtlichkeit verschränkt ist mit den Kontexten, in denen Personen sich bewegen?

Der Körper soll im Folgenden in seiner Medialität – als Medium der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung und Kommunikation – ins Zentrum der Betrachtung gerückt werden. Ausgangspunkt meiner empirischen Arbeit, in der ich mich mit den Herstellungs- und Veränderungsprozessen von Geschlechtlichkeit befasse, sind Transgender-Kontexte. Transgender ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die sich nicht eindeutig dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht zuordnen oder zuordnen lassen (vgl. Bauer 2009). Transgender-Kontexte stellen insofern einen gesellschaftlichen Raum her, in dem naturalisierte Vorstellungen von Geschlecht über Umdeutungen und die Reproduktion von Bedeutungen hinterfragt werden. Sie stehen nicht nur für die Sichtbarkeit eines *Jenseits* der zweigeschlechtlichen Ordnung, sondern ermöglichen vielmehr ein anderes Sichtbar-Werden; Verkörperung erscheint hier als räumlich wie zeitlich situierter Prozess.

Wann fühlt sich ein Sakko überhaupt erst gut an? Und wie viel Weiblichkeit gestehe ich mir selbst zu? Diese in den von mir geführten Inter-

views aufgeworfenen Fragen verweisen auf den sichtbaren und damit öffentlichen Modus, in dem Geschlecht auf der Bildfläche erscheint. Die Reflektion dieses Gegeben-Seins, das Sich-ins-Verhältnis-setzen, ermöglicht – so meine These – eine Form der Selbstbearbeitung, oder in den Worten Foucaults der Selbstpraktik, in der Geschlecht hervorgebracht wie auch einer Umarbeitung unterzogen wird (vgl. insbesondere Foucault 2001/1984). Mit Blick auf diese Prozesse geht es mir darum, den Körper in seiner Medialität herauszustellen und so zu einer Kontextualisierung und Dezentrierung der Geschlechterdifferenz beizutragen.

„Geschlecht in Arbeit“ ist dabei in mehrfacher Hinsicht zu verstehen: Geschlecht kann – so wird nachzuzeichnen sein – als Prozess und produktives Geschehen begriffen werden, das die Möglichkeit einer Umarbeitung beinhaltet. Die *gewusste* Gestaltung dieses Prozesses – damit meine ich das implizite sowie explizite Wissen um diese Gestaltung – fasse ich als Arbeit mit dem und am Körper und wird hier im Zentrum der Betrachtung stehen. Auf einer gesellschaftlichen Ebene wiederum fungiert die Arbeitsteilung nach Geschlecht als ein Modus, Unterschiede in Form von *gender* – so die These Gayle Rubins (1975) – überhaupt erst hervorzubringen. Mein Untersuchungsinteresse bezieht sich demnach auf das Feld von Erwerbsarbeit und die hier stattfindenden Prozesse der Konstituierung wie auch Durchquerung von Geschlechtlichkeit. Schließlich hat auch der Begriff Geschlecht im Laufe feministischer Theoriearbeit eine Reihe von Transformationen durchlaufen, in denen das *sex/gender*-System unterschiedlich interpretiert und eingesetzt wird.

Allen drei Dimensionen von „Geschlecht in Arbeit“ werde ich zunächst exemplarisch anhand einer historischen Beobachtung und Fallbeschreibung nachgehen. Dabei geht es mir an dieser Stelle weder um eine Einordnung des Textes in zeitgenössische Diskurse noch um eine Diskussion des zur Anwendung kommenden psychoanalytischen Konzepts als theoretisches Erklärungsmodell. Vielmehr werde ich anhand dieser historischen Fallbeschreibung analytische Dimensionen herausarbeiten, die in der Konstituierung einer kohärenten Vorstellung von Geschlecht relevant sind und sich im Sinne eines *sex/gender*-Systems theoretisch rekonstruieren lassen: Demnach werden Konzepte „des Weiblichen“ als „dem Männlichen“ untergeordneter Pol beständig re/produziert – eine dichotome Vorstellung, die durch die Kopplung an körperliche Differenz zu relativer kultureller Autonomie gelangt. „Weiblichkeit“ – als Amalgam eines so bezeichneten Körpers und

seinem als natürlich angesehenen Ausdruck – erscheint nicht nur ‚dem Männlichen‘ entgegengesetzt und ist innerhalb einer heteronormativen Bedeutungsökonomie sexuell auf dieses bezogen, sondern: Körperliche Differenzierung erfährt eine Übersetzung in soziale Hierarchie. Daran anschließend entwickle ich die Fragen, denen ich in dieser Arbeit nachgehen werde: Welche Rolle spielt der Körper in der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung – und welche Weisen der Durchquerung lassen sich auf dieser Ebene aufzeigen?

DER FALL RIVIERE¹

„Vor nicht allzu langer Zeit verbanden sich intellektuelle Zielsetzungen der Frau fast ausschließlich mit einem manifest maskulinen Frauentyp, der in ausgesprochenen Fällen aus seinem Wunsche, ein Mann zu sein, kein Geheimnis machte. Dies hat sich heute geändert. Es wäre schwer zu sagen, ob die Mehrheit der heute in Berufsarbeit stehenden Frauen in der Art ihrer Lebensführung und ihres Charakters weiblich oder männlich ist. Man trifft im Universitätsleben, im ärztlichen Berufe und im Geschäftsleben beständig Frauen, die jede Erwartung vollkommener weiblicher Entwicklung zu erfüllen scheinen. Sie sind vorzügliche Gattinnen und Mütter, tüchtige Hausfrauen; sie führen ein geselliges Leben und fördern die Kultur, sie ermanagen nicht weiblicher Interessen z. B. in ihrer persönlichen Entwicklung. Wenn es darauf ankommt, können sie auch die Zeit finden, um in einem weiten Kreise von Verwandten und Freunden die Rolle eines hingebungsvollen, selbstlosen Mutterersatzes zu spielen. Zugleich erfüllen sie die Pflichten ihrer Berufe nicht schlechter als der Durchschnittsmann. Es stellt wirklich ein Problem dar, wie man diesen Typ psychologisch klassifizieren soll.“ (Riviere 1996/1929, 103)

Diese Passage ist Teil eines wissenschaftlichen Texts aus dem Jahr 1929, der von Joan Riviere unter dem Titel *Womanliness as a Masquerade*² veröf-

1 Die folgende Analyse wurde bereits veröffentlicht in der abschließenden Publikation zum Graduiertenkolleg Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur, vgl. Wagels (2008b).

2 In: The International Journal of Psycho-Analysis, 1929, 10. Jg., 303–313; deutsche Übersetzung in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1929, 15. Jg.,

fentlicht wurde. Die deutsche Übersetzung aus dem selben Jahr lautet *Weiblichkeit als Maske*³, wobei schon hier die komplexen Konnotationen, die in den Begrifflichkeiten liegen, zutage treten: *Masquerade* beinhaltet ein aktives, prozesshaftes Moment und referiert auf ein Tun, während *Maske* auf eine eher fixierte Oberfläche verweist, hinter der ‚etwas‘ – die Frage ist dann, was – verborgen wird. Auch wird heute *Weiblichkeit* – in der deutschen Fassung – eher mit *femininity* übersetzt und ist kulturell konnotiert, während *womanliness* – in der englischen Fassung – eher auf *Frau-Sein* und eine biologische Dimension referiert. Das begriffliche Spannungsfeld, das sowohl in Rivieres Text als auch in der Übersetzung angelegt ist, stellt einen Ausgangspunkt dar, nach dem Stellenwert und der Funktion des Körpers in der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung und Kommunikation zu fragen: Gibt es ‚hinter‘ einer derartig gefassten Maske einen vorgängigen Körper, der geschlechtlich bestimmbar wäre? Und was sollte diese geschlechtliche Bestimmung implizieren? Welche Bedeutungen sind am Körper ablesbar – werden abgelesen oder ablesbar gemacht?

Riviere spricht in ihrem Text von Berufsarbeit und bezieht sich dabei auf die Diskussion um den „Frauentyp“ (ebd., 103), der hier – in ihrer Aufzählung sind dies Berufe, die einer bürgerlichen Schicht zuzuordnen sind – tätig ist. Die Rede ist zunächst von einem Typ intellektueller Frau, dem zugeschrieben wird, einen „Wunsche, ein Mann zu sein“ (ebd., 103), nicht nur zu haben, sondern *offen zu legen*. Der Gedankengang ist komplex und lässt Fragen aufkommen: Woran wird der ‚Wunsch, Mann zu sein‘, festgemacht? Was bedeutet ‚ein Mann zu sein‘ – und wie zeigt sich, dass dieser Wunsch nicht verborgen wird? Die offensichtlich erwähnenswerte Tatsa-

285–296, sowie Almanach der Psychoanalyse, 1930, 190–204 (zitiert in Gast 1996a, 241).

3 Ich beziehe mich hier auf die Fassung der zeitgenössischen Publikation, wie sie von Lilli Gast (1996a) in ihrem Band *Joan Riviere. Ausgewählte Schriften* übernommen wurde. Es kann vermutet werden, dass Riviere selbst – als Übersetzerin der Freud-Schriften – diese deutsche Fassung zumindest autorisiert, wenn nicht gar übersetzt hat (vgl. Springer 2005). Zwei Jahre zuvor erschien die Anthologie *Weiblichkeit als Maskerade*, herausgegeben von Liliane Weissberg (1994), die eine von Ursula Rieth übersetzte – und schon im Titel neu akzentuierte – Fassung des Originaltextes enthält.

che, dass dieser Frauentyp aus „seinem Wunsche, ein Mann zu sein“⁴ (ebd., 103), kein Geheimnis macht, kann dabei als Referenz auf ein Stigma gelesen werden: Im Sinne Erving Goffmans (1975) erscheint hier der ‚Wunsch, Mann zu sein‘ bei Frauen als Abweichung von normativen Erwartungen, die – gesellschaftlich als „rechtmäßig gestellte Anforderungen“ (ebd., 14) instituiert im Sinne von eingesetzt und für gültig befunden – in Prozessen der Stigmatisierung ihre machtvolle Wirkung entfalten.⁵

Im Folgenden wird eine Veränderung konstatiert: Frauen in diesen Berufen *zeigen* jetzt, dass sie – auch – ihre ‚als Frau‘ zu erfüllende gesellschaftliche Rolle ausüben. Die Rhetorik des Geheimnisses setzt sich nun in einer Metapher des Scheins fort: Sie *scheinen* Erwartungen zu erfüllen – wenn es darauf ankommt, *können* sie..., sie ermangeln nicht... – und es ist die Rede davon, die Rolle des Mutterersatzes zu *spielen*.⁶ Hier wird also eine Dimension der Außenwahrnehmung aufgemacht: Während zuvor ‚der Wunsch‘ auf eine Innerlichkeit referiert, geht es jetzt darum, ‚etwas‘ zu zeigen – wir könnten auch sagen, die Kommunikation von ‚etwas‘. Ohne hier konkrete historische Nachforschungen anstellen zu wollen, lässt sich spekulieren, in welchem Kontext sich diese Veränderung vollzogen hat: Sei es ein breiteres Spektrum an Frauen, die in Universitäten und in die Berufsarbeit Einzug gehalten haben, wodurch sich die Bandbreite möglicher ‚Typen‘ erweitert haben könnte, seien es veränderte gesellschaftliche Strukturen, die bestimmten Frauen – der weißen bürgerlichen Mittelschicht, so ist bei der Aufzählung so genannter geselliger Tätigkeiten zu vermuten – ein Berufsleben neben den gesellschaftlichen Aufgaben ermöglicht haben. Diese Deutung verweist auf die – einer bürgerlich-kapitalistischen Gesell-

-
- 4 Markanterweise ist hier die Rede von einem Frauentyp, was grammatikalisch zu der Formulierung führt, von *seinem* Wunsche, ein Mann zu sein, zu sprechen. Die Verwendung der maskulinen Form lese ich als Indiz einer Anerkennung dieses Wunsches, wie noch zu zeigen sein wird.
 - 5 Zum problematischen Verhältnis von Stigmatisierung, Sichtbarkeit und Öffentlichkeit vgl. Phelan (2001); weiterführend zu einer Epistemologie des Verstecks vgl. Kosofsky Sedgwick (2003/1990).
 - 6 Auch hier sei auf die pointiert zum Ausdruck gebrachte Distanz zwischen Selbst und gesellschaftlichen Erwartungen hingewiesen, die die gewählten Begrifflichkeiten der Rolle, des Ersatzes und des Spiels implizieren.

schaftsorganisation inhärenten – Trennung von privater und öffentlicher Sphäre, wobei die öffentliche Sphäre Männern vorbehalten war und, so meine These, nach wie vor männlich kodiert ist.

Riviere verfolgt zunächst einen anderen Gedanken, wenn sie betont, es stelle „wirklich ein Problem dar, wie man diesen [nun zu beobachtenden berufstätigen Frauen-, KW] Typ psychologisch klassifizieren soll“ (Riviere 1996/1929, 103). Es geht also um eine psychologische Klassifizierung und verbunden damit um die Einschätzung einer Person, die wesentlich an ihre geschlechtliche *performance*⁷ gekoppelt ist. Aufgrund des Kontexts, in dem der Text steht, lese ich diesen Satz mit einem ironischen Unterton: Der Text wurde als Antwort auf ein Klassifikationssystem verfasst, das Rivieres Kollege Ernest Jones hinsichtlich weiblicher Entwicklungstypen entworfen hatte. Mit diesem Kollegen verband sie nicht nur ein gemeinsames Arbeitsfeld – die psychoanalytische Wissenschaft –, sondern auch ein ungeklärtes persönliches Verhältnis zu Beginn ihrer Karriere. Aus dieser Situation heraus entstand eine lang anhaltende Konkurrenzbeziehung, in der der Kollege u. a. mit einem „wiederholt betonten Bestehen auf Rivieres männlich identifizierten Selbstentwurf“ (Gast 1996b, 83) auftrat. Auch hier erscheint das Öffentlichmachen eines männlich identifizierten Selbstentwurfs wieder als Stigma, das quasi als Waffe, als Mittel zur Abwertung bis hin zur sozialen Vernichtung einsetzbar ist.

Aufgrund dieses Kontexts wird *Womanliness as a Masquerade* auch als selbstanalytische beziehungsweise autobiographische Schrift gelesen. Rivieres Ansatz, sich dieses Frauentyps anzunehmen und ihr Versuch, ihn zu klassifizieren, kann als – ironische – Erwiderung und Selbstermächtigung gelesen werden. In Form einer Fallanalyse versucht sie nun, „zu zeigen, dass Frauen mit Männlichkeitswünschen zur Vermeidung der Angst und der vom Mann gefürchteten Vergeltung eine Maske der Weiblichkeit anlegen können“ (Riviere 1996/1929, 102). Was hier zur Debatte steht, sind *nicht* die so genannten Männlichkeitswünsche von Frauen, wobei noch genauer zu eruieren sein wird, worin diese bestehen. Riviere problematisiert vielmehr die Folgen dieser Wünsche, die sie als Angst vor Vergeltung, an anderer Stelle als „Befürchtung, etwas Ungehöriges getan zu haben“ (ebd.,

7 An dieser Stelle verwende ich den Begriff *performance* im Sinne Butlers (1991) als Hervorbringung und Realisierung von Geschlecht.

103), beschreibt. Eine Maske der Weiblichkeit anzulegen beziehungsweise sich die Fähigkeit der Maskerade anzueignen, erscheint in dieser Darstellung als eine Möglichkeit, die als bedrohlich wahrgenommene Situation zu bewältigen. Im Folgenden wird es um die Analyse dieser Situation und der darin relevanten Dimensionen gehen.

ANALYTISCHE DIMENSIONEN

Erwerbsarbeit, Geschlechterdifferenz und Heteronormativität

In ihrer Fallanalyse beschreibt Riviere eine Frau, die „trotz ihres zweifellosen Erfolges und ihrer Begabung – sowohl was ihre produktive Arbeit wie auch ihre Fähigkeit, mit einer Hörschaft fertig zu werden und Diskussionen zu leiten usw. betraf – [...] während der darauf folgenden Nacht aufgeregt und ängstlich“ (Riviere 1996/1929, 103) war. Riviere beobachtet bei dieser Frau einen – in ihren Worten – „außerordentlichen“ (ebd., 104) Widerspruch: den Widerspruch zwischen einer „hochgradig unpersönlichen und objektiven Einstellung während der intellektuellen Leistung“ (ebd., 104) und einer Haltung des „Kokettierens und Flirtens“ (ebd., 104) unmittelbar nach öffentlichen Auftritten, die sich auf einen spezifischen Männergtyp richtete.

Die Dichotomie, die hier aufgezeigt wird, bezieht sich auf eine intellektuelle Leistung und ein – heterosexuelles – Verhalten, das an diesem Ort seltsam deplaziert erscheint und von Riviere als „zwangsmäßige Umkehrung ihrer intellektuellen Leistung“ (ebd., 105) gedeutet wird. Während ersteres abgesichert ist durch das „räumlich-soziale Setting und das öffentliche Ritual des Vortrags“ (Benthien 2003, 38), verweist der nachfolgende Maskerade-Effekt auf einen Ort, an dem „die binäre und oppositive Ordnung der Geschlechter in der symbolischen Ordnung erscheinen soll“ (Funk 1995, 20, Herv. KW). Riviere setzt ihre Beobachtung in Bezug zu einem von Jones skizzierten Typus: einer „Gruppe homosexueller Frauen, welche die ‚Anerkennung‘ ihrer Männlichkeit durch andere Männer wünschen, *ohne sich für andere Frauen zu interessieren*, und den Anspruch darauf machen, den Männern gleich zu sein, in anderen Worten: Mann zu sein“ (Riviere 1996/1929, 104, Herv. KW). In ihrer Fallbeschreibung sei der Frau die „Erbitterung“ (ebd., 104) – über die „Zumutung, dass sie nicht ihres-

gleichen sein könnte“ (ebd., 104) – zwar bewusst, aber sie hüte sich davor, ihr Ausdruck zu geben: „öffentlich anerkannte sie ihre Weiblichkeit“ (ebd., 104).

Rivieres Text wurde von Judith Butler in *Gender Trouble* ausführlich und kritisch besprochen, insbesondere aber diese letzte Passage, wobei Butler die Frage stellt, ob Riviere die Homosexualität der maskierten Frau, die sie beschreibt, bewusst sei. Butler zufolge gebe es keine eindeutige Lesart von Rivieres „Darstellung einer Spielart weiblicher Homosexualität, die gerade kein Begehren in Bezug auf Frauen ist“ (Butler 1991, 87, Herv. i. O.). Wird der ‚Wunsch, Mann zu sein‘ dahingehend interpretiert, den Platz des männlichen Subjekts, also „die Stellung des Vaters als Sprecher, Leser und Schreiber innerhalb des öffentlichen Diskurses, d. h. als Verwender der Zeichen im Gegensatz zum Zeichen- oder Tauschobjekt“ (ebd., 85) einzunehmen, so erschöpfe sich dieser Wunsch bei Riviere in einer bloßen Verschiebung. Butler schließt hier mit der Frage an, „welcher sexuellen Phantasie diese Aggression [Mann zu sein, KW] dient und welche Sexualität sie autorisiert“ (ebd., 89).

Diese Fragen bleiben in Rivieres Text, der dem Denkmodell des Kastrationskomplexes und einer heteronormativen Logik verpflichtet bleibt, offen. Da es mir nicht darum geht, tiefer in die Diskussion von Rivieres Text und seine komplexe psychoanalytische Argumentation einzusteigen, nehme ich an dieser Stelle nur einen Gedanken Rivieres auf, um daran weitere Überlegungen zur Bedeutung und Funktionsweise geschlechtlicher Selbstwahrnehmung anzuschließen:

„Der Leser [sic! KW] mag nun fragen, wie ich denn Weiblichkeit definiere oder wo ich die Grenze zwischen echter Weiblichkeit und solcher Maskerade ziehe. Ich behaupte jedoch keineswegs, dass es einen solchen Unterschied gäbe; ob fundamental oder oberflächlich – es handelt sich um dieselbe Sache“ (Riviere 1996/1929, 106).

Weiblichkeit als fundamental und/oder oberflächlich – hier führt Riviere die Implikationen ihres Konzepts der Maskerade, das sich in einem Begriffsfeld von Sein und Schein, von Wahrheit und Lüge, von Wirklichkeit und Spiel bewegt (vgl. Bettinger/Funk 1995), wieder zusammen. Butler (1991) analysiert Rivieres Text als „eine Möglichkeit, die Frage nach dem, was durch die Maskerade maskiert wird, neu zu betrachten“ (ebd., 87). Auf diese Überlegungen, die in einer „diskursiven Erklärung der kulturellen

Hervorbringung der Geschlechtsidentität“ (ebd., 88 ff.) münden, sei an dieser Stelle nur verwiesen. Mit Funk (1995) lässt sich festhalten:

„Maskerade als Verhüllung heißt einerseits dasjenige, was sich hinter der Maske verbirgt, erst mit den Attributen der Eigentlichkeit und des Essentiellen auszustatten, andererseits wird die Verhüllung zum einzig Zugänglichen und Sichtbaren, das Uneigentliche wird zum Modus der (Re)Präsentation.“ (Ebd., 18 f.)

Wenn also die Möglichkeit einer wesenhaften Bestimmung von Weiblichkeit respektive Männlichkeit auf diese Weise ad absurdum geführt wird, worauf bezieht sich dann diese Kategorisierung? Wenn – wie von Riviere aufgezeigt – Weiblichkeit nicht mehr als eine Repräsentanz von etwas darstellt, eine „Schimäre“, wie Lilli Gast in ihrer Interpretation des Textes ausführt, „die letztlich nicht oder nur als Idee existent ist“ (Gast 1996b, 86), wie kommt es dann, dass sich diese Idee im Alltagsleben so hartnäckig hält? Ich lese den Text Rivieres als Beleg für die enorme *Regulierungskraft, die gesellschaftliche Kategorien und Begriffe an und mit Körpern entfalten*. Im Folgenden wird es darum gehen, die Wirkmacht und Beständigkeit gesellschaftlicher Vorstellungen von Geschlecht theoretisch – im Sinne eines *sex/gender-Systems* – zu rekonstruieren.

Gleichheitstabu, imaginäre Zeichen und Körper

Riviere scheint bemerkenswert genau zu wissen, wer hier Frau und wer Mann ist, trotz oder gerade wegen einer gezeigten – und von allen lesbaren – Kodierung als weiblich respektive männlich. Folgen wir einer post-strukturalistischen Interpretation, so bezieht sich der ‚Wunsch, Mann zu sein‘ auf den gesellschaftlichen Ort einer Sprechposition, und seine Einnahme durch Frauen wird – im Sinne systemtheoretischer Beobachtungen – abgedämpft durch ein *gendering*: das Aktivieren geschlechtsspezifischer Kodierungen (vgl. Pasero 2003). Die auf diese Weise re/produzierte bipolare Kohärenz von Geschlecht schafft in einer Art rekursiver Schleife erst die Bedingungen einer Unterscheidbarkeit und Asymmetrisierung.⁸ In diesem

8 Schon Maihofer (1994) verweist auf den „engen dialektischen Zusammenhang von Diskriminieren/Unterscheiden und Diskriminierung/Unterdrückung“ (ebd.,

Sinne beschreibt Chantal Mouffe das empirische Phänomen der Geschlechterdifferenz nicht etwa als *Ausdruck* eines vorgängigen Antagonismus, sondern als *Effekt* eines – gesellschaftlich konstituierten – *sex/gender*-Systems, „which defines not only the characteristics of ‚masculinity‘ and ‚femininity‘, but also the type of relation between them“ (Mouffe 1983, 140).

Die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern ist immer sozial konstruiert und kein Produkt biologischer Unterschiede – mit dieser These be ruft sie sich auf die Anthropologin Gayle Rubin, die bereits 1975 in der Auseinandersetzung mit den strukturalistischen Theorien von Lévi-Strauss und Freud, gelesen durch Lacan, eine Theorie der politischen Ökonomie von Geschlecht entwickelt hat. Das *sex/gender*-System einer Gesellschaft stelle demnach „eine Reihe von Ordnungen dar, durch die eine Gesellschaft biologisches Geschlecht in Produkte menschlichen Handelns verwandelt und innerhalb dessen diese verwandelten geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigt werden“ (Rubin 2006/1975, 70 f.). Sie spricht von der „Auferlegung sozialer Ziele auf einen Teil der natürlichen Welt“ (ebd., 85 f.)⁹ und beschreibt die Unterordnung von Frauen als „Produkt der Verhältnisse, unter denen Sex und Gender organisiert und produziert werden“ (ebd., 86).

Eine dieser Ordnungen ist die nach Geschlecht organisierte Arbeitsteilung, die über verschiedene historische Zeiten und kulturelle Räume hinweg beträchtlich variiert. Schon Lévi-Strauss sehe dies als Indiz, dass die Teilung von Arbeit nach Geschlecht „nicht einer biologischen Spezialisierung entspricht, sondern einen anderen Zweck haben muss“ (ebd., 87). Die Arbeitsteilung nach Geschlecht wird nun von Rubin als Gleichheits-Tabu gelesen,

„als Tabu gegen die Gleichheit von Männern und Frauen, als Tabu, das die Geschlechter in zwei sich gegenseitig ausschließende Kategorien aufteilt, und als Tabu,

260); auch systemtheoretische Ansätze im Anschluss an Luhmann (2003/1988) problematisieren das komplexe Verhältnis von Unterscheidung, Hierarchisierung und Asymmetrisierung (vgl. Pasero/Weinbach 2003), während sozialkonstruktivistische Ansätze auf der Basis wissenssoziologischer Arbeiten von einer Gleichursprünglichkeit von Differenz und Hierarchie ausgehen (vgl. Wetterer 2001).

9 Zur feministischen Aneignung dieser *sex/gender*-Unterscheidung und den gewaltvollen Implikationen siehe die differenzierte Analyse und kritische Genealogie von Dietze (2006).

das die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zuspitzt und dadurch *Gender hervorbringt*. Die Arbeitsteilung ist auch ein Tabu gegen geschlechtliche Verbindungen, die anders sind als die, die aus einem Mann und einer Frau bestehen, und schreibt somit heterosexuelle Ehen vor.“ (Ebd., 87, Herv. KW)

Gender sei vor diesem Hintergrund keinesfalls Ausdruck natürlicher Unterschiede, sondern „Unterdrückung natürlicher Ähnlichkeiten“ (ebd., 88).

Chantal Mouffe beschreibt – im Anschluss an Rubin – die diskursive Konstruktion des *sex/gender*-Systems als eine Kopplung gesellschaftlich konstituierter Bedeutung an Anatomie: „It clearly indicates that the problem is the way women are constructed qua women as necessarily subordinate because of the attribution of a devalorised conception of ‚femininity‘ to female anatomical differences.“ (Mouffe 1986, 141) Obwohl sie von einer Heterogenität an Praktiken, Diskursen und Institutionen ausgeht, in denen das *sex/gender*-System einer Gesellschaft kontinuierlich produziert und reproduziert wird, weist sie darauf hin, dass diese Vielfalt nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass all diese Konstruktionsprozesse sexueller Differenz darauf hinauslaufen, ‚das Weibliche‘ als untergeordneten Pol zu ‚dem Männlichen‘ zu konstruieren. Auf diese Weise werde eine Art „common effect“ (ebd., 141) erzeugt: „Once the connotation between the female sex and the feminine gender has been established and the specific characteristics have been attributed to the feminine gender, this ‚imaginary signifier‘ produces very concrete effects in different social practices“ (ebd., 141). Mouffe unterscheidet hier zwischen Unterordnung als einer allgemeinen Kategorie, die das Ensemble von Bedeutungen, das ‚Weiblichkeit‘ konstituiert, durchzieht, und der autonomen und ungleichen Entwicklung unterschiedlicher *Praxen*, die konkrete Formen der Unterordnung hervorbringen:

„The latter are not the expression of an immutable feminine essence but in their construction the symbolism linked in a given society to the feminine condition plays a fundamental role. In turn, the different forms of concrete subordination contribute to the maintenance and reproduction of that symbolism.“ (Ebd., 141)

Vor diesem Hintergrund betrachte ich Kodierungen als ‚weiblich‘ respektive ‚männlich‘ im Sinne Mouffes als imaginäre Zeichen, die sich auf der

Ebene konkreter Praxen¹⁰ *am und mit dem Körper* realisieren.¹¹ Meine These lautet, dass erst über die – gesellschaftliche – Zweiteilung eines Feldes multipler Körper (vgl. Gatens 1995) eine derart strenge und alle Ebenen durchwirkende Segregierung wie auch Hierarchisierung nach Geschlecht, wie sie in empirischen Studien beschrieben werden, überhaupt möglich ist – und wiederum, so wird zu zeigen sein, jene Zweiteilung bestätigt. Mir geht es darum, den Blick auf Regulierungsweisen dieser zweigeschlechtlichen Ordnung zu lenken, und – im Anschluss an Lorenz/Kuster (2007) – nach den Durchquerungen dieser Ordnung zu fragen.

sex/gender at work:

Vereindeutigungen und ihr notwendiges Scheitern

Die von Riviere beschriebene Situation ist dadurch gekennzeichnet, dass ‚Frau-Sein‘ hier – in einem professionellen, öffentlichen Kontext – unter Beweis gestellt beziehungsweise glaubhaft hergestellt werden muss. Das geschieht in diesem Fall über das Zeigen einer spezifischen Weiblichkeit, die die (sexuelle) Ausrichtung auf das andere Geschlecht umfasst. Die Beschreibung verweist auf die Wirkweise einer heteronormativen Anordnung, deren machtvollen Effekte Wagenknecht (2004) wie folgt definiert:

„Die H[eteronormativität] drängt die Menschen in die Form zweier körperlich und sozial klar voneinander unterschiedener Geschlechter, deren sexuelles Verlangen ausschließlich auf das jeweils andere gerichtet ist. H[eteronormativität] wirkt als apriorische Kategorie des Verstehens und setzt ein Bündel von Verhaltensnormen. Was ihr nicht entspricht, wird diskriminiert, verfolgt oder ausgelöscht (so in der medizinischen Vernichtung der Intersexualität).“ (Wagenknecht 2004, 189 f.)

Zweigeschlechtlichkeit erscheint hier als – historisch konstituierter und kulturell spezifischer – Modus, der die gesellschaftliche Wissensproduktion beherrscht. Die Rede von der Natur des Geschlechtskörpers, abgesichert durch wirkmächtige Diskurse der Natur- wie auch der Sozial- und Geisteswissen-

10 Zum Praxis-Begriff sowie dem Entwurf einer Theorie sozialer Praktiken vgl. Reckwitz (2003); Hörning/Reuter (2004).

11 Zum Begriff der ‚Realisierung von Bedeutung‘ vgl. Braun (2006).

schaften, stellt dabei eine Argumentationsfigur bereit, Zweigeschlechtlichkeit als natürliche und somit legitimierte soziale Ordnung zu re/produzieren. Sozialkonstruktivistische Ansätze der Geschlechterforschung sind angetreten, den Blick auf die *Prozesse* der Naturalisierung von Geschlecht zu lenken und darin die Herstellungsmechanismen einer zweigeschlechtlichen Ordnung zu fokussieren. So rekonstruieren ethnomethodologische und systemtheoretische Studien die kulturellen Prozesse, in denen eine zweigeschlechtliche Ordnung im Lebens- und Arbeitsalltag – in Form eines *doing gender* – beständig re/produziert wird.

Diese Konzentration auf *gender* als sozial variabel und veränderbar hat jedoch dazu geführt, *sex* als zweigeschlechtlich organisierten Körper in der Domäne des Sozialen aufgehen zu lassen beziehungsweise in seiner Dynamik und seinem potentiellen Eigensinn (vgl. Karremann/Roder 2008) zu vernachlässigen. Demgegenüber richten queer-theoretische Perspektiven den Blick auf Prozesse der Aneignung und Umarbeitung von Geschlecht, die als *körperliche* Widerstandspraxen gegen die zweigeschlechtliche Ordnung gefasst werden und auf alternative geschlechtliche Wirklichkeiten verweisen (vgl. Schirmer 2010). Zeitgleich provozieren auf einer queerpolitischen Ebene künstlerische Aktionen und Ausstellungsprojekte wie auch dezentral agierende Gruppen und Initiativen eine Auseinandersetzung um die körperliche Eindeutigkeit und Bedeutung von Geschlecht. Das so konzipierte politische Feld fordert dazu auf, nach den Herstellungs- und Veränderungsprozessen von Geschlechtlichkeit zu fragen und den Körper in das Zentrum des (wissenschaftlichen) Interesses zu stellen.

Die in sozialkonstruktivistischen Ansätzen angelegte Entnaturalisierung von Geschlecht ist also weiterzutreiben. Paradoxerweise ist hierzu die Ebene von Körperlichkeit oder Materialität in die Analyse von Konstruktionsprozessen einzubeziehen, ohne hinter die Erkenntnisse der gesellschaftlichen Konstituiertheit eines Begriffs von Natur zurückzufallen (vgl. Scheich/Wagels 2011). Mir geht es an dieser Stelle darum, den Blick auf die vielfach denkbaren Artikulationen des sex/gender-Systems zu lenken, die sich über Arbeit herstellen – und darin nach den widerständigen Potentialen auf der Ebene des Körpers zu fragen.

KÖRPER IN DER GESCHLECHTLICHEN SELBSTWAHRNEHMUNG

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist das *sex/gender*-System als analytisches Konzept in der Geschlechterforschung, in dem die Konstruiertheit von Geschlecht gefasst wird: An der frühen Studie Rubins zur geschlechtlichen Arbeitsteilung und politischen Ökonomie von Geschlecht ansetzend arbeite ich zunächst den Einsatz des *sex/gender*-Systems in aktuellen sozialkonstruktivistischen Studien zum Feld von Erwerbsarbeit heraus. Hierbei stellt sich insbesondere die Frage nach der Bedeutung des Körpers in der geschlechtlichen Selbstwahrnehmung, der in der Zirkularität sozialer Konstruktionsprozesse aufzugehen scheint. Die forschungsleitende Frage bezieht sich demnach auf widerständige *Körperpraxen*, die die in sozialkonstruktivistischen Ansätzen perpetuierte Sichtbarkeit und Selbstevidenz des Geschlechtskörpers herausfordern.

Heteronormativität kann dabei als zentrales Ordnungsprinzip angenommen werden, das die geschlechtliche Selbstwahrnehmung reguliert:

„In der Subjekt-Konstitution erzeugt Heteronormativität den Druck, sich selbst über eine geschlechtlich und sexuell bestimmte Identität zu verstehen, wobei die Vielfalt möglicher Identitäten hierarchisch angeordnet ist und im Zentrum der Norm die kohärenten heterosexuellen Geschlechter Mann und Frau stehen. Zugleich reguliert Heteronormativität die Wissensproduktion, strukturiert Diskurse, leitet politisches Handeln, bestimmt über die Verteilung von Ressourcen und fungiert als Zuweisungsmodus in der Arbeitsteilung.“ (Wagenknecht 2004, 189 f.)

Vor diesem Hintergrund verstehe ich die Rede von Geschlecht und Sexualität im Foucault'schen Sinne als ein Machtdispositiv, das sich in performativen Alltagspraxen reproduziert – und die Möglichkeit einer produktiven Umarbeitung impliziert. Im Fokus der vorliegenden Untersuchung stehen queerende Bewegungen der engen Kopplung von Körperlichkeit und sozialer Hierarchie sowie das Zusammenspiel unterschiedlicher Kontexte darin.

Um den Prozessen geschlechtlicher Selbstwahrnehmung und queeren Selbstpositionierungen im geschlechtlichen Raum nachzugehen, beziehe ich mich methodisch auf das theoriegenerierende Verfahren nach Corbin

und Strauss (1996) und verstehe die geführten Expert_innen-Interviews¹² als gemeinsame Arbeit an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung. Auf dieser Ebene arbeite ich die Effekte heraus, die in Form eines transformatorischen Wissens zur Wirkung gelangen und konzeptualisiere das Zusammenspiel von vergeschlechtlichter Erwerbsarbeit und dem Rezipieren geschlechtlicher Kodes mit Bezug auf José Esteban Muñoz (2007) schließlich als Körperpraxen an, mit und gegen Zweigeschlechtlichkeit. Das Fazit der Studie reetabliert den Stellenwert von Materialität in Prozessen kultureller Bedeutungskonstituierung und besteht in einer Reihe von Neujustierungen: zwischen dem Naturhaften und dem Künstlichen, dem Körperlichen und dem Intellektuellen, der Reproduktion und der Produktivität (vgl. Wagels 2009). Die geleistete Durchquerung dieser Grenzziehungen wird beispielhaft in der Reaktion auf eine meiner Interview-Partner_innen pointiert:

„Ist das Natur – oder ist das Make-up?“

12 Ich beziehe mich mit dem Unterstrich „_“ auf einen Vorschlag von Steffen Kitty Herrmann (2003), mit dieser Schreibweise einen Raum für sexuell-geschlechtliche Selbstpositionierungen zu öffnen, die in der zweigeschlechtlich strukturierten Sprache keinen Platz haben beziehungsweise unsichtbar gemacht werden. Dabei folge ich dem Moment der Abgrenzung, das Steffen Kitty Herrmann in dem Film *Working on it* (2008) betont, und nutze je nach Kontext den Unterstrich „_“, um ein Spektrum an Selbstpositionierungen denkbar zu machen, das große Binnen-„I“ oder auch eine eindeutig weibliche oder männliche Schreibweise hingegen, um auf vergeschlechtlichte Subjektpositionen zu referieren.